

Umwelt

Subprime am Meeresgrund

Immer tiefer, immer riskanter: Weltweit bohren Multis in der Tiefsee nach dem Rohstoff Öl. Die Umweltkatastrophe im Golf von Mexiko zeigt: Unbehelligt von wirksamen Kontrollen folgen die Firmen nur eigenen Interessen. Die Sicherheitsstandards sind auch in der Nordsee nicht besser.

Es war kurz vor vier Uhr nachmittags, als plötzlich Gas aus dem Bohrloch am Meeresgrund fauchte. Panisch versuchten die Männer auf der Ölplattform, den Druck aus der Tiefe zu bändigen. Einige machten schon die Rettungsboote klar.

Tags darauf sah alles noch schlimmer aus. Verzweifelt mühten sich die Ölarbeiter, den Blowout Preventer, den letzten Schutz vor dem unkontrollierten Heraus-

schießen des Öls, zu aktivieren. Rund 90 Mann flohen von der Bohrinself.

Nein, diese Szenen spielten sich nicht ab auf der „Deepwater Horizon“, kurz bevor sie am 20. April explodierte. Der Zwischenfall passierte vor nicht einmal zwei Wochen, nur knapp tausend Kilometer von der deutschen Küste entfernt. Tagelang versuchten die Techniker auf der Bohrinself „Gulfaks C“ 200 Kilometer nordwestlich der norwegischen Stadt Ber-

gen, das Bohrloch mit Schlamm und Zement zu stopfen.

„Noch immer ist die Situation nicht unter Kontrolle“, sagt Frederic Hauge, Gründer der norwegischen Umweltorganisation Bellona, der das Szenario nach Interviews von Augenzeugen rekonstruiert hat. Große Mengen giftigen Bohrschlammes seien im Loch versickert, der Kopf des Bohrers stecke fest. Die Lage sei „ernst“, konstatierte auch die norwe-



Brennende „Deepwater Horizon“, 21. April



Ausströmendes Öl, 26. Mai

Chronik des Versagens

März 2009 BP beantragt Tiefseetestbohrungen vor New Orleans. Der Konzern schätzt das Risiko, dort auf Gas zu stoßen, als „moderat“ bis „vernachlässigbar“ ein. Mehr Sicherheitsvorkehrungen seien nicht nötig.

Mai 2009 Transocean, Betreiber der Ölplattform „Deepwater Hori-

zon“, mit der BP die Bohrungen im Golf von Mexiko vornimmt, ist unter den Finalisten für den „Safe“-Preis. Die zuständige Kontrollbehörde vergibt diese Auszeichnung unter anderem für „außergewöhnliche Sicherheitsleistungen“.

10. Februar 2010 Widersprüchliche Ergebnisse bei Tests der Verschlüsse des „Blowout Preventer“

(BOP). Die Anlage am Meeresboden ist die letzte Rettung bei einem Gasaustritt, weil sie das Bohrloch automatisch verschließen kann.

Ende März 2010 Laut „Deepwater“-Chefelektroniker Mike Williams jagt ein Mitarbeiter versehentlich das Bohrröhr durchs geschlossene Ringventil des BOP und beschädigt die

Dichtung. Gummiteile hätten sich später im hochgespülten Bohrschlamm gefunden. Zudem soll eine der beiden Kontrolleinheiten ausgefallen sein.

15. April 2010 Alarm: Gas dringt durch das Bohrloch nach außen – in ungewöhnlich großer Menge. Dennoch wird der Vorfall als Routineereignis gewertet.

gische Ölaufsichtsbehörde. Der Betreiber der Plattform versichert, inzwischen habe er die Lage im Griff.

„Es gibt viele Ähnlichkeiten zur ‚Deepwater Horizon‘“, sagt Hauge. Wie dort, so sei auch auf der „Gulfaks C“ schon früher Gas ausgetreten. Und genau wie dort wurden durch einen Bedienungsfehler gewaltige Brocken Dichtungsgummi aus dem Blowout Preventer nach oben gepresst, sagt Hauge. „Es stimmt eben nicht, dass so ein Unfall nicht auch in der Nordsee passieren könnte.“

Das Desaster im Golf von Mexiko ist die wohl größte Umweltkatastrophe der US-Geschichte. Zugleich aber ist es ein Menetekel für das, was auch in anderen Teilen der Welt passieren wird.

Bis zu 126 000 Tonnen Öl sind in den Golf von Mexiko gesprudelt, das ist mehr als das Dreifache dessen, was vor 21 Jahren aus dem Tanker „Exxon Valdez“ ins arktische Meer vor Alaska lief. Hilflös konnte die Welt live per Webcam zusehen, wie immer mehr der tiefbraunen

Brühe aus dem Bohrloch schoss. Und hilflos muteten auch die Versuche des Ölkonzerns BP an, das Loch mit Bohrschlamm, Zement oder gar mit Golfbällen, Fetzen von Autoreifen, Kabeln oder anderem Müll zu stopfen.

Die Ölkonzerne kapitulieren vor der Technik, die Politik vor den Ölkonzernen: So lautete die Lehre dieser Bilder. Die Ölmultis, das offenbarte die Katastrophe, haben sich in einem technisch hochbrisanten Bereich jeder effektiven Kontrolle längst entzogen.

Die Inspektoren der US-Regierung, die BP, Shell, Exxon und Co. eigentlich überprüfen sollten, waren unfähig, lax und korrupt – eben schlicht „fürchterlich“, wie US-Präsident Barack Obama am vergangenen Donnerstag schimpfte. Unter der Bush-Regierung hatten sich die Inspektoren der zuständigen Aufsichtsbehörde Minerals Management Service (MMS) mehr als Unterstützer denn als Kontrolleure von Big Oil begriffen. Obama hatte Elizabeth Birnbaum zur neuen

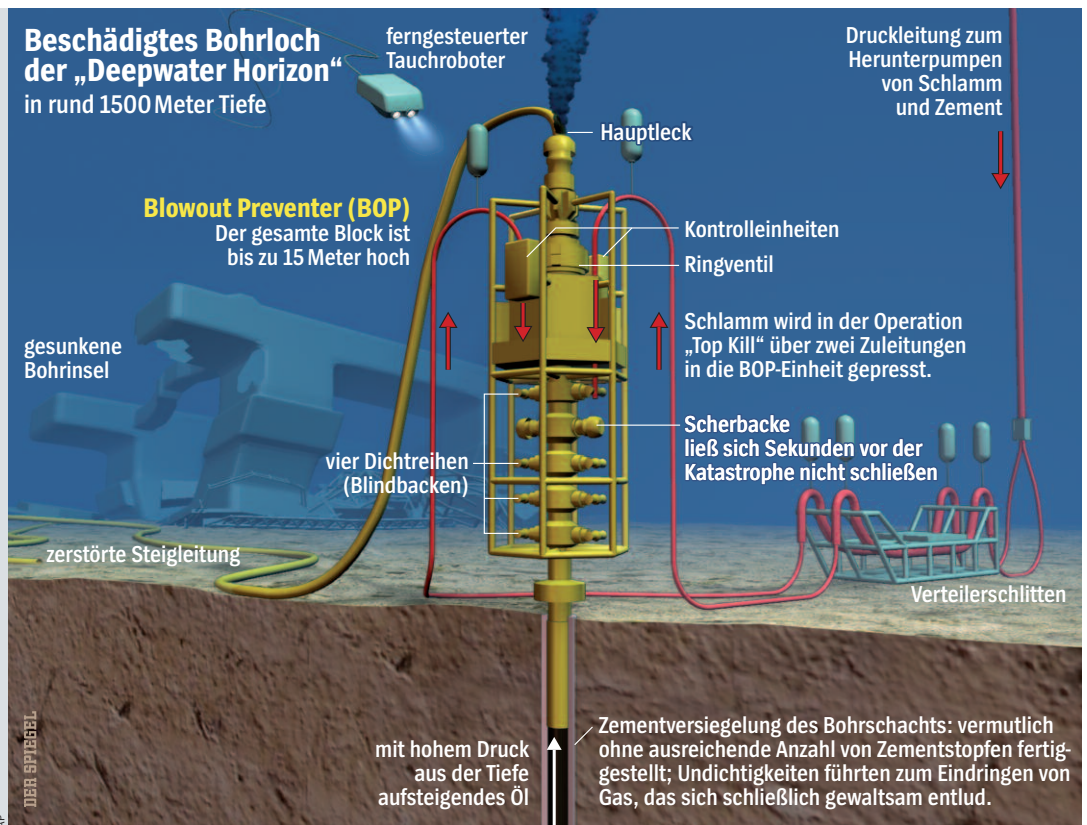
MMS-Chefin ernannt. Am Donnerstag musste sie gehen, weil sich nichts an den Zuständen geändert hatte.

Die Ölindustrie habe sich im wesentlichen „selbst reguliert“, wettete der US-Präsident. Damit solle es jetzt vorbei sein. Aber wie viel können seine angekündigten Verbesserungen tatsächlich ändern?

Immer tiefer dringen die Konzerne in die Ozeane vor. Immer weiter verschieben sie im Wettlauf um neue Quellen die technischen Grenzen. Damit steigt das Risiko.

Nur ein paar Monate bevor die Plattform „Deepwater Horizon“ sank, hatte sie einen neuen Weltrekord für die tiefste Ölbohrung im Meer aufgestellt: 1250 Meter unter dem Meeresspiegel war sie noch einmal 9400 Meter in die Tiefe der Erdkruste vorgedrungen.

Die Kälte des Wassers, die Hitze des Öls und vor allem der enorme Druck machen hier alles zum Experiment. Die Unternehmen entwickeln die Technik, während sie mit ihr arbeiten. Die Firmen sei-



18. April Der BP-Vertragspartner Halliburton drängt darauf, mehr Zentrierungsanlagen zu installieren, insgesamt 21. Sonst drohten Probleme bei der Sicherung der Bohrung. BP ließ nur 6 dieser Vorrichtungen montieren.

19. April, 20.00 Uhr Die Bohrung soll abgeschlossen, das Rohr verplombt werden. Halliburton-Leute

beginnen, Zement in das 5500 Meter lange Rohr zu gießen.

22.00 Uhr Arbeiter füllen Bohrschlamm nach. Die schwere Spezialmasse soll den Zement nach unten und dann außen an den Wänden des Bohrschachts wieder empordrücken, bis das Rohr ummantelt ist. Danach wird es in der Regel noch mit mindes-

tens zwei Zementstöpseln verplombt.

20. April, 8.00 Uhr BP-Manager besuchen die „Deepwater“, um ihre Crew für ihre Verdienste um die Sicherheit der Plattform zu ehren. Derweil schickt BP Mitarbeiter der Firma Schlumberger zurück an Land, ohne sie die Zementdichtung testen zu lassen – eine Kontrolle,

die Experten für unbedingt notwendig halten.

11.00 Uhr Es kommt zum Streit zwischen einem BP-Manager und Transocean-Mitarbeitern. Laut Transocean-Mann Douglas Brown will BP den Bohrschlamm im Rohr frühzeitig durch viel leichteres Meerwasser ersetzen. Normalerweise geschieht dieser

en „abhängig von Prototypen und neuer Technologie“, konstatierten dänische Ingenieure im vergangenen Jahr in einem Fachjournal. Es gebe „bedeutende Unsicherheit bezüglich der Leistungsfähigkeit dieser Systeme“.

Subprime am Meeresgrund: Wie die Banker mit immer riskanteren Derivaten hantieren, so improvisieren die Ölkonzerne mit immer gewagteren Bohrungen. Beide haben sie gehofft, dass alles schon gutgehen werde. „Die Ölindustrie hat die Risiken von Offshore-Bohrungen dramatisch heruntergespielt“, sagt Umweltschützer Hauge. „Und den Kontrollbehörden fehlen das technische Wissen und die Mittel.“

Wie sehr sich die Konzerne inzwischen jeder Kontrolle entziehen, das wurde jetzt vor zwei Untersuchungsausschüssen des Kongresses und der US-Küstenwache offenbar. Die Mitglieder hörten Augenzeugen, Techniker und Manager, die sich taten als wären sie Experten. Rasch zeigte sich dabei, wie BP-Manager an der Sicherheit sparten. Sie trieben die Arbeiter auf der „Deepwater Horizon“ zur Eile an und vertrauten offenbar darauf, dass nichts passieren werde. Dass US-Behörden dem Konzern mehrfach grobe Schlaperei vorgeworfen hatten, scherte dabei wenig.

Für BP zählte nur, dass man auf der „Deepwater Horizon“ wegen technischer Schwierigkeiten hinter dem Zeitplan lag. Die Bohrung sollte abgeschlossen, das Loch versiegelt werden. Nun bohrten die Ingenieure schon 43 Tage länger als vorgesehen. Und für jeden Tag stellte Transocean, der Betreiber der Bohrinsel, dem BP-Konzern 533 000 Dollar in Rechnung. „Wir erfuhren während eines Sicherheitstreffens, dass um die 25 Millionen im Schlamm verschwunden sind“, sagt Mike Williams, der Chefelektriker auf der Plattform. „Wenn sie anfangen, mit solchen großen Zahlen herumzuwerfen, dann kommt der Druck – der Druck, schneller zu machen.“

Vier Wochen vor dem Unglück wurde dann auch noch der Blowout Preventer beschädigt, erzählt Williams. Ein Arbeiter habe versehentlich einen Schalter berührt, das Bohrrohr sei daraufhin mit der Wucht mehrerer Tonnen durch ein ge-



BP-Chef Hayward am Strand von Louisiana: Versagen auf allen Ebenen

schlossenes Ventil geschossen. Später tauchten große Gummibrocken im Bohrschlamm auf, so Williams. „Keine große Sache“, habe der Vorarbeiter gesagt.

Wenige Tage vor der Explosion schien alles so weit, das Bohrloch sollte geschlossen werden. Eine oder zwei Schutzhüllen? BP stand nun vor zwei Optionen. Die Firma entschied sich für die einfache Version, das, so heißt es in einem BP-Dokument, sei „die wirtschaftlichste Variante“. „Es war auch die riskantere“, sagt Greg McCormack, Ölexperte an der University of Texas in Austin. Der Arbeiter Stephen Stone ist sicher: „Die haben mit unserem Leben gespielt.“

17 Milliarden Dollar verdiente BP im vergangenen Jahr, im ersten Quartal dieses Jahres übertraf der Konzern seinen Vorjahresgewinn noch einmal um fast 140 Prozent. Gespart wurde trotzdem – auch und gerade, wenn es um die Sicherheit ging.

So war die Bohrinsel unter der Flagge der Marshall-Inseln registriert. Die Kontrollen der Küstenwache gingen dann blitzschnell vonstatten.

Um elf Uhr morgens am 20. April, dem Tag des Unglücks, kam es dann zum offenen Streit zwischen einem Mitarbeiter von BP, dem Mieter der Bohrinsel, und deren Betreiber Transocean. Der BP-Mann wollte schweren Schlamm durch leichteres Meerwasser ersetzen, das wer-

de die Arbeiten beschleunigen. Die Transocean-Crew protestierte. Vergebens. „Die Mieter zahlen die Rechnung, sie bestimmen, was gemacht wird“, sagt Carl Smith, ein ehemaliger Kapitän der Küstenwache, vor dem Ausschuss in Louisiana.

Und es gab viel zu bestimmen an diesem 20. April. Der Druck im Bohrloch war gesunken, das sprach für ein Leck. Doch nach einem Test gab die Mannschaft Entwarnung und füllte Wasser in das Loch.

Zu dieser Zeit lauerte unten am Meeresboden längst eine große Gasblase. Doch erst 51 Minuten vor der Explosion wurde das erste Leck gemeldet, zehn Minuten später das zweite. Dann schossen zischend Gas und Bohrschlamm nach oben. Von zwei Explosionen wurde Elektriker Williams umhergeschleudert. „Ich dachte, ich werde genau jetzt hier sterben“, sagt er.

In dem Moment, als die letzte Notabschaltung, der sogenannte Dead Man Switch, versagte, brach auch das System zusammen, dem die Ölkonzerne ihre astronomischen Gewinne verdanken. Mit dem emporquellenden Rohöl trat die Tatsache an die Oberfläche, wie sehr die Multis in Amerika seit Jahren machen konnten, was sie wollten.

Der MMS, eine der größten Aufsichtsbehörden der Welt, vergibt alle Bohrlicenzen in den Vereinigten Staaten. Seine

Austausch erst, wenn alle Zementstüpsel sitzen.

12.30 Uhr Ein Zementstopfen wird gesetzt – jedoch kein weiterer Pfropf gegen aufsteigendes Gas oder Öl.

17.00 Uhr Ein Druck-Test ergibt: „nicht zufriedenstellend“. Offenbar ist das Bohrloch nicht dicht.

20.00 Uhr Trotz der „nicht überzeugenden“ Ergebnisse beschließt BP, die Arbeiten am Bohrloch wie geplant abzuschließen.

20.10 Uhr Arbeiter beginnen, den Bohrschlamm aus dem Rohr durch Meerwasser zu ersetzen. Gas tritt aus; lautes Zischen ist zu hören.

21.49 Uhr Eine Schlammfontäne schießt aus dem Bohrturm.

21.55 Uhr Die „Deepwater“-Mannschaft öffnet ein Ventil am Bohrrohr. Schlagartig entweicht eine gigantische Gasblase, die sich an der Oberfläche in einem 75 Meter hohen Feuerball entzündet. Einer kleineren Explosion folgt eine enorme Detonation. Auf der

Brücke versucht die Crew, den Blowout Preventer auszulösen. Doch der Scherverschluss, der das Rohr im Notfall von der Seite her kappen und verschließen soll, versagt. 11 der 126 Crew-Mitglieder sterben.

21. April Überlebende berichten, sie seien zwölf Stunden lang isoliert worden, durften nicht ein-

Aufgabe ist es, Sicherheit und Umweltverträglichkeit der Bohrsinseln zu überwachen. Doch der MMS ist berüchtigt für seine Willfährigkeit gegenüber Big Oil.

Bezirksmanager Larry Williamson gibt zu: „Es ist doch klar. Wir kommen alle aus den gleichen Teilen des Landes. Fast alle Inspektoren haben einmal für die Ölfirmen da draußen auf den Bohrsinseln gearbeitet. Manche kennen sich, seit sie Kinder waren. Sie gehen zusammen jagen, und sie fischen zusammen.“

Beamte der Behörde, so offenbarte jetzt ein Bericht des Innenministeriums, haben sich zu Jagdausflügen und Fußballspielen einladen und mit Ölfirmenjets herumfliegen lassen. Im Gegenzug durften Ölmanager ihre eigenen Prüfberichte ausfüllen, mit dem Bleistift. Die Beamten zogen sie dann nur noch mit dem Kugelschreiber nach.

Wenn die MMS-Behörde einmal fachlichen Rat sucht, dann fragt sie gern beim American Petroleum Institute an. Bezahlt wird das von der Industrie. „Das ist so, als ob man Dracula mit der Verwaltung der Blutbank betraute“, spottet der ehemalige Ölmanager Ben van Bilderbeek.

Die MMS-Beamten scheuen sich nicht einmal, zugunsten der Industrie Gesetze zu missachten: Viele Bohrprojekte wurden ganz ohne die vorgeschriebene Umweltprüfung erlaubt.

„Der MMS ist die korrupteste, unqualifizierteste Behörde, mit der ich in den letzten 20 Jahren zu tun hatte. Er hat jede Absicht aufgegeben, die Ölindustrie zu regulieren“, resümiert Kieran Suckling, Chef der Umweltorganisation Center for Biological Diversity.

Und wenn der MMS dann doch einmal strengere Standards einführen will, lassen die Ölkonzerne eben ihre Verbindungen spielen. Allein BP ließ sich die Lobbyarbeit in Washington im vergangenen Jahr die enorme Summe von 16 Millionen Dollar kosten.

Unter der Regierung von Präsident George W. Bush war der Einfluss der Ölmultis allgemein bekannt, schließlich saßen ihre Förderer direkt im Oval Office: Präsident Bush entstammte einer texanischen Öldynastie, und Vize-Präsident Dick Cheney war einst Vorstandschef der Ölzulieferfirma Halliburton gewesen.

Im MMS aber hat der Geist dieser Ära bislang gut überdauert: An seiner Praxis, auf Umweltprüfungen zu verzichten, hat der Regierungswechsel nichts geändert; sogar nach der Explosion der „Deepwater Horizon“ stellte der MMS noch ein Dutzend Bohrgenehmigungen aus.

So lax und wohlwollend verhielten sich die Kontrolleure, dass dies die Nachlässigkeit in den Konzernen geradezu fördern musste – kaum irgendwo aber offenbar so systematisch wie bei BP. Über 700 Verwarnungen der US-Arbeitssicherheitsbehörde kassierten die Briten im vergangenen Jahr. Die nächstfolgende Firma erhielt gerade einmal 8.

Und Katastrophen schienen dabei keinerlei Lerneffekt zu erzeugen: Am 2. März 2006 flossen im größten Ölfeld Alaskas in Prudhoe Bay fast eine Million Liter Öl aus einer durchgerosteten BP-Pipeline in eine Region voller Eisbären, Eisfüchse und anderer seltener Arktisbewohner. Bereits Jahre vorher hatten BP-Techniker auf die Mängel in der Pipeline hingewiesen.

Nur knapp ein Jahr zuvor waren bei einer Explosion in einer BP-Raffinerie in Texas City 15 Arbeiter gestorben. Es war das schlimmste Industrieunglück in den USA seit mehr als 15 Jahren. Die Überwachungs-

behörde, das Chemical Safety Board, begann die größte Untersuchung ihrer Geschichte. Das Ergebnis: Schlamperei, Sparmaßnahmen, fehlende Sicherheitsstandards. Der zuständige Untersuchungsleiter Don Holmstrom beklagte „ein Versagen des Konzerns auf allen Ebenen“.

Genützt haben seine Warnungen nichts – und schon gar nicht die Bußgelder, die der MMS 2007 gegen BP verhängte. Auf der BP-Bohrinsel „Ocean King“ war es 2002 nach hohem Gasdruck zu einem Beinahe-Blowout gekommen. Der MMS warf BP vor, in der Firma fehle es an Leitlinien für den Notfall, die Arbeiter hätten nur mangelhaftes Wissen über das System. BP musste Strafe zahlen: 41 000 Dollar. Das ist nicht einmal ein Zehntel der Tagesmiete für eine Bohrsinsel.

Doch sind die Kontrollbehörden anderer Länder wirklich besser? Werden die Multis in Europa enger an die Leine gelegt? „In diesem Punkt ist die Praxis mehr oder weniger überall gleich“, konstatiert der norwegische Ölexperte Per Holand.

So schreibt die britische Ölbohr-Aufsicht lediglich vor, dass Umwelt- und Sicherheitsrisiken „so gering wie vernünftigerweise möglich“ sind. Und Ole-Johan Faret, Sprecher der norwegischen Ölsi-



Schauplatz des „Deepwater Horizon“-Desasters, 18. Mai

mal mit ihren Angehörigen telefonieren.

22. April, 10.22 Uhr Nach einer weiteren Explosion versinkt die „Deepwater Horizon“. Seitdem strömen aus drei Lecks täglich bis zu 3000 Tonnen Öl ins Meer.

25. April Es gelingt nicht, den BOP ferngesteuert zu aktivieren.

30. April Öl erreicht das Mississippi-Delta und vergiftet die Fauna und Flora.

2. Mai BP beginnt mit einer Entlastungsbohrung nahe der Unglücksstelle, um den Druck des heraus-schießenden Öls zu verringern.

8. Mai Der Versuch, das Öl mit einer über das größte Leck gestülpten

100-Tonnen-Stahlglocke abzufangen, scheitert.

13. Mai BP-Chef Tony Hayward erklärt, der Ölteppich sei „relativ winzig“ im Vergleich zum „sehr großen Ozean“.

25. Mai Ein Bericht des US-Innenministeriums enthüllt: Inspektoren der zuständigen Kontrollbehörde

ließen sich systematisch von der Ölindustrie bestechen.

26. Mai Aktion „Top Kill“: In die BOP-Einheit wird Schlamm eingepresst, anschließend soll Zement in das Loch gedrückt werden.

28. Mai In Louisiana prangert Obama die Ölpest als „Anschlag auf unsere Küsten und unser Volk“ an.

„BP, du tötest unsere Tiere“

Wie die Ölpest im Golf von Mexiko die Existenzgrundlage der Fischer zerstört

Floyd Lasseigne beugt sich weit über die Bordwand, um die Austern aus dem öligen Wasser zu bergen. Mit einem Beil hebelt der Fischer eine der Muscheln auf und hält die Nase dicht an das glitschige weiße Austernfleisch.

„Hier, man kann das Öl riechen“, bemerkt er und blickt hinüber zu dem Marschgras, dessen Stängel bis zur Hochwasserlinie mit braunem Öl verschmiert sind. „Das hier ist mein Leben“, sagt Lasseigne, die Augen rotgädert von Nächten ohne Schlaf, „und jetzt sehe ich, wie alles den Bach runtergeht.“

Am Nachmittag ist der Fischer aufgebrochen, um nach seinen Austern vor Mendicant Island zu sehen. Im flachen Boot mit den zwei starken Außenbordern ist er hinausgefahren, vorbei an den Docks von Grand Isle, wie fast jeden Tag in den letzten 27 Jahren.

Draußen auf der Barataria Bay hat er die Kutter seiner Kollegen gesehen, wie sie versuchen, das Öl vom Meer abzuschöpfen. BP zahlt ihnen gutes Geld dafür. Doch Lasseigne will nicht für den Ölriesen arbeiten. Ihm macht das Öl Angst. Gerade erst mussten Fischer ins Krankenhaus, weil sie vermutlich mit Corexit in Kontakt kamen, jener Chemikalie, die den Ölteppich auflösen soll. „Ich will nicht auch noch meine Gesundheit verlieren“, sagt Lasseigne.

Der 46-Jährige hat ein rundes Gesicht, kräftige Hände, den Brustkorb eines Ringers. Mit 18 schon kaufte er sich sein erstes Boot. Seither führt er ein Leben im Rhythmus der Tiden und der Jahreszeiten. Sein Vater hat schon so gelebt, sein Großvater und sein Urgroßvater.

Doch seit 40 Meilen draußen vor der Küste die „Deepwater Horizon“ explodierte, ist nichts mehr wie es war auf Grand Isle an der Küste Louisianas. Die Insel, eine Bootsstunde westlich der Mississippi-Mündung gelegen, markiert die Frontlinie im Kampf gegen das Öl. In dicken Flatschen klebt es auf den Stränden. Hinter der Insel sickert es in die Salzmarschen. Es verklebt die Federn von Pelikanen, Reiher und Seetauchern. Es verseucht die Muscheln, die Krebse und das Land – ein Desaster, wie sie es hier noch nicht erlebt haben.

„Hurrikan ‚Katrina‘ war nichts gegen das, was uns jetzt droht“, sagt David Camardelle, Bürgermeister der Gemeinde; „Nach einem Hurrikan können wir aufräumen. Doch das hier ist anders, das



Fischer Lasseigne: „Ich muss zuversichtlich sein“

hier kann Jahre dauern – wenn die Fischer überhaupt jemals wieder auf die Beine kommen.“

Hastig beantwortet er die Fragen, während ohne Unterlass das Telefon klingelt. US-Präsident Barack Obama wird auf die Insel kommen. Und Camardelle, siebenfach wiedergewählt in sein Amt, will dem Mann aus Washington deutlich sagen, was auf dem Spiel steht. Am Vorabend haben angereiste Experten aus Alaska vom Tankerunglück der „Exxon Valdez“ erzählt. Spätestens seither weiß Camardelle, wie zäh der Kampf für seine Insulaner werden kann.

Überall hängen auf Grand Isle die selbstgemalten Plakate am Straßenrand. „BP, du hast unsere Zukunft ruiniert“; „BP, du tötest unsere Tiere“. Die Ölfirma versucht, die Wut einzudämmen. Kaum einen Steinwurf vom verölten Strand entfernt lädt sie ins rasch errichtete „Informationszentrum“. Wer hier Ansprüche geltend macht, läuft mit einem Scheck aus der Tür: 2500 Dollar für „Deckhands“, 5000 Dollar für Kapitäne.

„Teilvergleich“ steht auf dem Scheck, eine Art Anzahlung für den Einkommensausfall. Auch Floyd Lasseigne war bereits bei den BP-Leuten. Er kann nur bitter lachen: „Bald ist die Versicherung für mein Haus und mein Auto fällig; damit ist das BP-Geld weg.“

Seit Tagen schon sind die Fischgründe nun geschlossen. Lasseigne kann nur

noch in seinem Wohnzimmer sitzen und die Katastrophe im Fernseher verfolgen. Vor dem Fenster dümpelt untätig die „Braty Princess“, der Krabbenkutter des Fischers. „Heute Abend gibt es das letzte Krebsfleisch“, sagt er. Einmal noch hat er am Morgen lebende Blaukrabben aus seinen Meerwasserbecken geholt.

Direkt vor dem hölzernen Stelzenhaus am Dock verkaufte die Familie den Großteil des Fangs. Und sie kam ja gut damit über die Runden. 50 000 bis 80 000 Dollar machte Lasseigne im Jahr. Doch nun? Nach der achten Klasse schmiss er die Schule. Lesen kann er kaum, schreiben gar nicht. „Das hier ist meine einzige Chance“, sagt der Fischer. Sonst gibt es hier nur eins: die Ölindustrie.

Kaum 20 Kilometer Luftlinie von Lasseignes Haus entfernt liegt Port Fourchon, der wichtigste Ölhafen der Golfküste, eine Boomtown, seit das Bohren in der Tiefsee populär geworden ist. Hier wurde die Stahlglocke gefertigt, die ursprünglich den Ölfluss draußen auf dem Meer stoppen sollte. Hier liegen Hunderte Boote, unabdingbar für die Versorgung der Ölplattformen.

Öl und Fisch: Die meisten Familien leben hier von beidem. Lasseignes Sohn Trent, 22, hat seinen eigenen Fischkutter. Der 24-jährige Blake aber arbeitet als Kranführer im Hafen von Port Fourchon. Auch deshalb wagen es bisher nur wenige, laut zu sagen, was sie denken.

Dean Blanchard ist einer von denen, die nicht schweigen wollen. Er ist „Shrimp-Broker“ in der fünften Generation, 1400 Fischer sind bei ihm unter Vertrag. Bis zu 400 000 Pfund Krabben täglich verkauft der 51-Jährige. 60 Millionen Dollar Umsatz macht er im Jahr.

Blanchard fährt im schwarzlackierten Hummer-Militärfahrzeug zur Arbeit und macht gern rassistische Witze. Der Geschäftsmann mit strammem Kurzhaarschnitt ist eigentlich keiner, der Gefühle zeigt. Doch jetzt läuft auf seinem Computer ein Video des Interviews, das er vor ein paar Tagen gegeben hat: Es zeigt ihn, wie er vom Öl erzählt, in dem seine Heimat versinkt; wie ihm dann die Tränen kommen.

„Ich musste schon 65 Arbeiter nach Hause schicken“, sagt Blanchard. Dabei hatte sich gerade eine der besten Saisons seit Jahren angekündigt; der Winter war kalt, gut für die Shrimps. „In einer Woche wird hier alles braunrot sein vom Öl“, sagt er. Und dann?

Blanchard wird es nicht schlechtgehen. Er wird einen Millionendeal mit BP aushandeln. Doch was wird aus Fischern wie Floyd Lasseigne?

Für drei bis vier Monate sei noch Geld da, berichtet der Fischer. „Ich muss zuversichtlich sein.“ Die Sonne steht inzwischen tief und taucht die Landschaft in ein sanftes Licht. Im Wasser vor der Pier baden Kinder. Für einen Moment könnte man meinen, es gäbe die Ölpest nicht.

Als der Fischer anlegt, kommt seine Frau hinzu. Werden sie BP verklagen?

„Wir glauben nicht an Anwälte“, sagt Julie Lasseigne, Fischerin von Grand Isle, Louisiana: „Wir sind gläubige Katholiken; Gott wird uns den Weg weisen.“

PHILIP BETHGE

cherheitsbehörde, gesteht unumwunden: „Es geht darum zu überprüfen, wie die Firmen sich selbst überprüfen.“

Noch weitaus schlechter steht es um die Standards vieler anderer Länder, vor deren Küsten ebenfalls Öl aus der Tiefe sprudelt. Die Aufsichtsbehörde in Kambodscha operiert unter strikter Geheimhaltung. Und vor Nigeria, so schätzen die Experten, läuft aus Bohrlöchern jedes Jahr so viel Rohöl ins Meer wie beim Unglück der „Exxon Valdez“ – die Katastrophe als Alltag.

Da ist es kaum verwunderlich, dass es immer wieder zu Beinahe-Blowouts und Katastrophen kam. Im Juli 1988 starben vor Schottland 167 Menschen auf „Piper Alpha“, als Gas entwich und sich entzündete. Nach mehreren Explosionen stand die Plattform in Flammen und sank.

Die Mutter aller Bohrisel-Unglücke aber ereignete sich vor 31 Jahren vor der Südküste Mexikos – nur 1000 Kilometer vom Ort der „Deepwater“-Katastrophe entfernt. Die Techniker auf der mexikanischen Plattform „Sedco 135“ konnten damals den Druck nicht mehr regulieren, als Bohrschlamm in Rissen neben dem Bohrloch versickerte. Wie bei „Deepwater“ versagte auch hier der Blowout Preventer. Neun Monate lang konnte das Bohrloch nicht gestopft werden.

Selbst der legendäre Feuerteufel Paul „Red“ Adair konnte den Ölfluss nicht stoppen. Zwei Entlastungsbohrungen blieben vergebens. Insgesamt 500 Millionen Liter Öl strömten vor Mexiko ins Meer.

Gespensisch vertraut mutet die Chronik des Desasters an: Die US-Küstenwache nutzte damals Absperungen und Abschöpfer, um ihre Küsten zu schützen, genau wie dieses Mal. Auch über einen Sandwall, wie ihn der Gouverneur von Louisiana jetzt bauen will, wurde schon damals diskutiert. Und genau wie heute

stritten sich die US-Behörden über die Verwendung des Ölzersetzers Corexit, den Flugzeuge im Auftrag der Mexikaner auch seinerzeit auf dem Golf versprühten.

Den immer aufwendigeren, immer kühneren, immer riskanteren Vorstoß in die Tiefe hat die Erfahrung der „Sedco 135“-Katastrophe nicht gebremst. Wird es nach der „Deepwater Horizon“ anders sein?

Präsident Obama hat für ein halbes Jahr alle Neubohrungen im Golf gestoppt. Auch in der Arktis und vor der Küste Virginias ist das Schlürfen nach Öl vorerst abgesagt. Zudem will Obama die Sicherheitsstandards verbessern. Eine Kommission soll rasch neue Vorschriften erarbeiten.

„Unter der letzten Regierung war die Öl- und Gasindustrie der absolute König“, sagt sein Innenminister Ken Salazar und verspricht: „Damit ist es nun vorbei.“

Umweltexperte Hauge aus Norwegen ist skeptisch. Er fordert, auch in der Nordsee Neubohrungen auszusetzen, bis mehr über die Ursachen des Unglücks im Golf bekannt ist.

Doch selbst wenn der Ölboom in Europa und den USA einen Dämpfer bekäme – andernorts geht die Offshore-Euphorie unverdrossen weiter. Die nächste Front wird gerade in Brasilien eröffnet.

800 Kilometer lange Ölfelder liegen dort vor den Küsten, 7000 Meter tief unter Ozean und Salzschieben, zugänglich nur unter technischen Extrembedingungen. 170 Milliarden Dollar will Brasiliens Staatsölfirma Petrobras für die Erschließung ausgeben. Der Konzern lässt gerade die „P-56“ bauen. Die Bohrisel erfülle den letzten Stand der Technik, heißt es. In wenigen Monaten werden die ersten Testbohrungen gemacht.

Die „P-56“ ist so ähnlich gebaut wie die „Deepwater Horizon“.

MARC HUIER, CORDULA MEYER,
GREGOR PETER SCHMITZ

Verheerendes Ausmaß Der Ölteppich im Golf von Mexiko

